

Zum 27. Januar 1895.

Von Dr. S. Adler-Berlin.

In allen Ortschaften unseres Vaterlandes wird heut unser Kaiser Wilhelm II. gefeiert als Hort des Friedens, als getreuer Schützer und Förderer aller guten und erhabenen Bestrebungen. Ihr, meine jugendlichen Freunde, habt als Deutsche jüdischen Glaubens noch besondere Veranlassung, heut eure Verehrung für unseren Kaiser und euren herzlichen Dank kundzuthun. Ihr werdet wohl aus gelegentlichen Worten eurer Angehörigen vernommen haben, welche Lügen und Verleumdungen neidvolle und gehässige Menschen gegen unser hehres Bekenntnis vorbringen, wie unsere Feinde uns des köstlichsten Besitzes, deutsche Bürger zu sein, berauben wollen. Aber alle diese Lügen und Verleumdungen zerschellen am Throne des deutschen Kaisers, alle Anstrengungen der Gegner werden

durch seine ausdrücklich kundgegebene Meinung vereitelt! Des Kaisers Herz schließt in gleicher Liebe alle seine Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens ein!

Kaiser Wilhelm II. spricht und handelt wie ein echter Sproß der Hohenzollern, die den schönen Spruch in ihrem Wappen: „Jedem das Seine" stets zur Geltung gebracht und die Bestrebungen um die Wohlfahrt des Staates immer durch herzliche Anerkennung belohnt haben. So verfuhr zuerst des Kaisers Ahn, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der eigentliche Begründer des preußischen Staates. Mit dem scharfen Blick, der ihm zu den herrlichen Erfolgen seiner Regiernng verhalf, erkannte er in einer unduldsamen Zeit, in der selbst der römische Kaiser deutscher Nation den Juden, den unglücklichen „Kammerknechten des heiligen römischen Reiches", den Aufenthalt in seinem Erbland verbot, den wertvollen Zuwachs, den sein durch den dreißigjährigen Krieg arg heimgesuchtes Land durch die Ansiedlung von Juden erhalten würde und förderte in landesväterlicher Weise ihre Niederlassung. Den engherzigen Klagen der Zünfte, die sich in ihrem Erwerb bedroht wähnten, den Anschuldigungen übelwollender oder unduldsamer Gegner trat der große Kurfürst energisch entgegen, und seine Schützlinge belohnten seine edle Fürsorge durch einen außerordentlichen Fleiß und große Regsamkeit, die bald dem Handel des Landes zu einer vorher nie geahnten Blüte verhalf. Die mannigfachen Hemmnisse, die noch der Juden Leben und Wirken beengten, die Vorurteile, gegen die auch die gebildeten Juden allerorten zu kämpfen hatten, schwanden erst, nachdem ein Jahrhundert seit der Ansiedelung verstrichen war, in dem Zeitalter der Aufklärung, das mit dem Regierungsantritt Friedrich des Großen beginnt.

Die Abneigung des Königs gegen seine jüdischen Unterthanen, die der Franzose Voltaire, der große Geist mit der niedrigen Denkungsart, Friedrich eingeimpft hatte, machte nach dem siebenjährigen Kriege, in welchem die Juden im Gegensatze zu den ängstlichen christlichen Kaufleuten mit warmer Bereitwilligkeit alle Forderungen des Königs für sein Heer befriedigt hatten, einer wohlwollenden Gesinnung Platz; Friedrich der Große verlieh hervorragenden Juden die Rechte christlicher Kaufleute und erkannte noch um das Ende seiner Regierung in herzlicher Form die Verdienste Moses Mendelssohns um das Vaterland an, indem er die Witwe und die Kinder des großen Weltweisen mit denselben Privilegien beschenkte.

Ein Vierteljahrhundert später schlug auch für die übrigen Juden die Stunde der Freiheit. In den Unglücksjahren, die bald über Preußen hereinbrachen, empfand König Friedrich Wilhelm III. welch' wertvollen Bestandteil für den neuzubildenden Staat die jüdischen Bewohner seines Landes abgeben würden, und so erhob er im Jahre 1812 sämtliche Juden zu preußischen Bürgern. Das Versprechen, das die Juden für diese königliche Gunst leisteten, als Bürger noch mehr wie als Unterthanen in unerschütterlicher, nie wankender Treue dem Vaterland zu dienen, haben sie in den Befreiungskriegen wacker gehalten. Nicht nur in Werken der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, auch mit ihren Leibern traten sie für ihr teures Vaterland ein, und in gar vielen Ortschaften künden noch heut Ehrentafeln von dem ruhmvollen Kampf und Tod jüdischer Soldaten für König und Vaterland! — Einige Beschränkungen der staatsbürgerlichen Rechte, die Friedrich Wilhelm III. noch hatte bestehen lassen, wurden von seinem Nachfolger 1847 und durch die preußische Verfassung 1850 aufgehoben; ausdrücklich wird in dieser bestimmt, daß alle Preußen vor dem Gesetze gleich sind, daß der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte unabhängig ist von dem religiösen Bekenntnisse.

Auch das neue deutsche Reich, das nach dem glorreichen Kriege gegen die Franzosen vor nun 24 Jahren begründet wurde, zeigt in seiner Verfassung diesen Grundsatz der Gleichstellung aller seiner Bewohner, und wenngleich wir noch manche Schranken zu durchbrechen haben, bis die Bestimmungen der Verfassung erfüllt sein werden — wir lieben deshalb nicht weniger herzlich unser Vaterland, stehen in gleicher Treue und Anhänglichkeit zu ihm wie unsere Väter und Großväter und wollen uns zum Wohle unseres Landes bestreben, die Zeit herbeiführen zu helfen, wo niemand seines Glaubens wegen geringer geachtet oder geschmäht werden darf. In diesem Kampf sind wir sicher der Unterstützung unseres Kaisers, dessen höchstes Ziel es ist, über glückliche Unterthanen zu herrschen, der als vornehmlichster Hort des Rechts kein Unrecht duldet.

Ihm bringen wir zu seinem Geburtstage unsere Verehrung und Huldigung dar und beten heute mit den Worten Gustav Jacobsohn's

. . . . zum lieben Gott:

„Bewahre den Kaiser vor aller Not
Und schenk' ihm viel' glückliche Jahre noch,
Gott, schütze den Kaiser!" Er lebe hoch!

Zurückgekehrt.

Nacherzählt von E. F.

Vor etwa vier Jahrhunderten wurden die in Spanien lebenden Mauren und Juden vor die Wahl gestellt, das Christentum anzunehmen oder auszuwandern. Die Juden aber liebten ihr Vaterland ebenso warm wie ihren Glauben; auch besaßen viele von ihnen große Güter. Darum traf sie die grausame Bestimmung sehr hart. Schweren Herzens wanderten viele aus und suchten sich eine neue Heimat. Andere ließen sich taufen, lebten aber insgeheim streng nach den Vorschriften ihrer Religion. Diese wurden Marranen genannt. Sie selbst aber nannten sich »Anussim«, d. h. „Gezwungene“. Das geistliche Gericht, die Inquisition, hatte überall seine Spione und Schergen, welche die Juden bis in ihre geheimsten Verstecke, wo sie sich zur Ausübung ihrer Religion verbargen, verfolgten; und wehe dem, der angeklagt wurde, der war auch rettungslos verloren; denn wer bei Ausübung der religiösen Gebräuche betroffen wurde, der wurde auf martervolle Weise hingerichtet. Schon das Vermögen der angeklagten Marranen, das der Kirche zufiel, machte die Geistlichkeit lüstern, und schon deshalb gab es weder Verteidigung noch Erbarmen. Der Angeklagte war auch immer gleich der Verurteilte und mußte samt den Seinigen den Scheiterhaufen betreten. Ja man sammelte sogar die Verurteilten bis auf dreißig zusammen, um sie nach den gräßlichsten Martern an hohen Festtagen auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Ihr könnt euch denken, meine lieben Leser, welch ein trauriges Dasein diese Scheinchristen führten, da sie jeden Augenblick in Gefahr schwebten, entdeckt und verbrannt zu werden. Aber Tausende erlitten lieber einen qualvollen Tod, als daß sie von dem Glauben der Väter ließen. Dieser beklagenswerte Zustand erhielt sich noch lange Zeit.

Die Obersten der geistlichen Gerichte, die Groß-Inquisitoren, besaßen große Macht und hohes Ansehen. Besonders war es der Groß-Inquisitor Diego de Aguilar um das Ende des vorigen Jahrhunderts, der ein so großes Ansehen genoß, daß selbst hohe Fürsten ihn besuchten und bei ihm speisten.

Als Kaiser Carl VI. mit seiner Tochter Maria Theresia in Madrid weilten, besuchten sie auch den Groß-Inquisitor und waren bei ihm zu Tische. Der Kaiser war guter Laune und fragte die junge Prinzessin: „Mein Kind, was für ein Andenken wirst du unserm Wirt zurücklassen?“ Die Prinzessin war jedoch nur einfach gekleidet und ohne Schmuck erschienen, deshalb zog sie einen Handschuh ab und überreichte ihn dem Inquisitor mit den huldreichen Worten: „Gegen diesen Handschuh könnt Ihr jede Gnade von mir erbitten, wenn Ihr vielleicht einmal einer solchen bedürfen solltet.“

Wohl dachte der Furchtbare bei sich: „Wie, ich einer Gnade bedürfen?“ Er, der Gewaltige, der selbst nie Gnade geübt, der Hunderte martern und sterben ließ,

vor dem sich Tausende beugten, er sollte in die Lage kommen, um Gnade bitten zu müssen! Aber die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Jahre waren vergangen, Maria Theresia war Kaiserin geworden. Da kam eine Zeit für den Groß-Inquisitor, wo er gern Gnade geübt hätte, ohne es imstande zu sein, ja wo er, um sein eigenes Leben zu retten, selbst der Gnade bedurfte.

Am Vorabende eines hohen Festtages herrschte in den Straßen Madrids reges Leben. Der große Platz vor der Hauptkirche war von einer dicht gedrängten Menge besetzt; denn der Scheiterhaufen wurde aufgerichtet, auf dem am anderen Tage einige zwanzig „Ketzer", so wurden die Juden und Mauren genannt, geopfert werden sollten. Im Palaste des Groß-Inquisitors wurde großes Mahl gehalten, und der Becher kreiste bis in die späte Nacht. Als die Gäste sich entfernt hatten begab sich auch der Groß-Inquisitor zur Ruhe. Da, beim ersten Morgengrauen pocht es laut an die Pforte des Palastes. Der Pförtner fährt erschrocken auf. Eine Frau im Trauergewand steht draußen und begehrt dringend Einlaß. Auf Befragen des Pförtners giebt sie an, sie habe dem Inquisitor wichtige Mitteilungen zu machen. Sie wird vorgelassen und bald steht sie vor dem Gewaltigen, der sie mit der Frage empfängt: „Was führt dich zu so ungewohnter Stunde zu mir?" Mit leiser, bebender Stimme antwortet die Frau: „Du hast o Herr, meine Tochter zum Tode verurteilt, und sie soll morgen den Scheiterhaufen besteigen; ich aber, ihre Mutter, habe sie zu dem erzogen, wofür sie sterben soll; mich also mußt du mit ihr sterben lassen!" „Nein," erwiederte der Inquisitor, „ich will dein Geständnis nicht gehört haben!" Und die Frau kaum eines Blickes würdigend, wendet er sich, um zu gehen. Sie aber erfaßt ihn am Purpurmantel, den er leicht umgeworfen hatte, und spricht mit zitternder, aber eindringlicher Stimme: „So höre denn, deine leibliche Schwester ist's, die du sterben lässest!" „Weib", rief jener, „was sprichst du? Du bist von Sinnen; bete zur heiligen Mutter Gottes, daß sie deinen Verstand gesunden lasse!" Aber mit Aufbietung ihrer letzten schwachen Kräfte umklammerte ihn das vor Erregung zitternde Weib und nannte ihn mit Namen. „Ja, auch du gehörst zu den Anussim", ertönt es von ihren Lippen, „dich mußte ich, unglückliche Mutter, als du noch ein zarter Knabe warst, dem geistlichen Stande weihen, um den Verdacht von unserem Hause abzulenken, der jetzt von neuem erwacht ist, und demzufolge meine geliebte Tochter, deine gute Schwester dem Tode auf dem Scheiterhaufen verfallen ist!"

Wie versteinert hatte der Groß-Inquisitor die letzten Worte angehört, deren jedes wie ein scharfer Dolch sein Herz traf. Die Eindringlichkeit, mit der sie gesprochen waren, hatten ihn von ihrer Wahrheit überzeugt und Erinnerungen an die früheste Kindzeit in ihm wachgerufen. Ja, jetzt empfand er die beglückende Nähe der liebevollen Mutter. Alle Starrheit und Kälte waren aus seinem Herzen gewichen. Die in seinem Innern vorgegangene Wandlung hatte seine Züge verklärt. Mit e

und Weichheit strahlten aus seinen Blicken. Schluchzend warf er sich an das Mutterherz und weinte helle Thränen, Thränen, die ihren Ursprung in der Tiefe eines empfindsamen Herzens haben. Mit gespanntester Aufmerksamkeit, mit von Hoffnung und Angst gefülltem Herzen hatte die Frau ihren Sohn beobachtet, und voll Entzücken rief sie, indem sie ihren Blick nach oben richtete: „Gelobt sei der einig-einzige Gott, der dich mir wiedergegeben hat und auch meine Tochter!"

Der Groß-Inquisitor zuckte zusammen. Ein heftiger Kampf tobte in seinem Innern, tiefer Schmerz prägte sich in seinen Gesichtszügen aus, sein Atem stockte, und kaum vernehmbar lispelte er, am ganzen Körper bebend: „Ja, die Schwester!" Sinnend stand er einen Augenblick da, während die Verzweiflung sein Herz zu brechen drohte. Plötzlich richtete er sich auf, sein Entschluß war gefaßt. „Mutter, warte mein!" sagte er kurz und ging. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, faßte seine Mutter bei der Hand und führte sie den Treppengang hinunter, gebot dem Pförtner zu öffnen und ward von dieser Stunde an in Madrid nicht wieder gesehen. Als dann die Flammen des Scheiterhaufens aufloderten, hörte man hebräische Psalmen singen. Von den Lippen eines unter den gräßlichsten Qualen sterbenden Mädchens erschollen sie — an der Schwester des Groß-Inquisitors wurde das Autodafee*) vollzogen.

Nun wirst du, mein lieber Leser, fragen, warum der Groß-Inquisitor nicht die Rettung seiner Schwester versuchte.

Das vermochte er nicht, trotz seiner hervorragenden Stellung. Denn wer einen von der Inquisition Angeklagten zu retten, zu verteidigen oder zu seinen Gunsten zu zeugen wagte, verfiel selbst diesem schrecklichen Gericht. So wären er und seine Mutter auch dem sicheren Tode geweiht, ohne das Leben der Tochter dadurch gerettet zu haben.

Um aber offen zu bekennen, daß er nur aus anerzogenem Irrtum zu einem fremden Glauben sich bekannt und aus Fanatismus für seinen neuen Glauben ein Verfolger der Marranen gewesen sei, und um die vielen Verbrechen an unschuldigen und wehrlosen Brüdern mit seinem eigenen Leben zu büßen, dazu fehlte ihm der Mut; denn wer kein Erbarmen kennt, hat auch keinen Mut. Grausamkeit und Feigheit sind stets mit einander gepaart. Durch feige Flucht hatte der Inquisitor sich und seine Mutter in Sicherheit gebracht; aber unter seinem Nachfolger loderten die Scheiterhaufen nach wie vor.

* * *

Nach geraumer Zeit machte ein spanischer Jude in Wien gar viel von sich reden und genoß die besondere Gunst der Kaiserin Maria Theresia. Dies nahm umsomehr wunder, als diese stolze und kirchlich gesinnte Kaiserin den Juden nicht

*) D. h. Glaubensgericht, lateinisch actus fidei.

wohlgesinnt war, ja mit einem Juden zuvor nie gesprochen hatte. Wie mochte es nur zugegangen sein, daß ein Jude der besonderen Gunst dieser Herrscherin sich erfreute, ja sogar ein hohes kaiserliches Amt bekleidete?

Unter dem Namen Diego de Aguilar — sein voller Name lautete: Mosche Parera, Diego de Aguilar — hatte eines Tages ein fremder Mann um eine Audienz bei der Kaiserin gebeten, die ihm auch huldreichst gewährt wurde, da dieser Name der Regentin wohl bekannt war. Ohne ein Wort zu sprechen, überreichte Aguilar der Kaiserin den bewußten Handschuh, den sie ihm einst in Madrid gegeben hatte. Jetzt war die Zeit gekommen, wo der einst so gefürchtete Gewalthaber der Gnade der Kaiserin bedurfte.

„Welche Gnade soll ich Dir gewähren?" fragte sie teilnamsvoll. Aguilar erzählte ihr nun sein furchtbares unverschuldetes Schicksal und flehete um Schutz. Die gütige Monarchin gewährte ihm diese Bitte im vollsten Umfange, und der frühere Groß-Inquisitor lebte jetzt ganz im Glauben seiner Väter. War vordem die Rückkehr zum angestammten Glauben auf die erwachte Kindesliebe zurückzuführen, so hing er jetzt infolge eifrigen Studiums der göttlichen Lehre seiner Religion mit allen Fasern seines Herzens an. Durch seinen unermüdlichen Fleiß, seine Rechtlichkeit und Pflichttreue erwarb er sich großes Ansehen und eine hervorragende Stellung, die ihm ermöglichte, seinen bedrängten Glaubensbrüdern viel Gutes zu erweisen nnd schweres Unheil von ihnen abzuwenden.

Von einem seiner Freunde erfuhr Aguilar eines Tages, daß im Staatsrat die Vertreibung der Juden aus Oesterreich beschlossen war. Tief erschüttert durch diese Mitteilung, entschloß er sich kurz, seinen Brüdern zu Hilfe zu kommen. So gleich ließ er dem türkischen Sultan von dem Beschluß des Staatsrates Kenntnis geben, ihm sogleich die Vorteile vorstellend, die sein Reich durch die Aufnahme der Vertriebenen haben würde.

Nach einigen Wochen sprengte ein türkischer Reiter durch die Straßen Wiens. Er hatte den Auftrag vom Sultan erhalten, nicht eher vom Pferde zu steigen, bis er vor die Kaiserin komme. Er gelangte in den Schloßhof, und die Kaiserin ließ ihn durch einen Kammerherrn nach seinem Begehren fragen. Den erhaltenen Befehl strikte befolgend, ritt er die Treppe hinauf und stieg erst dann vom Pferde, als er im Vorzimmer der Kaiserin sich befand. Er fällt der Kaiserin zu Füßen, küßt den Saum ihres Gewandes und überreicht einen großen Brief mit einem großen Siegel. Die Kaiserin liest den Brief und erblaßt; er enthielt eine Erklärung des Sultans, nach welcher er die vertriebenen Juden mit Freuden in sein Reich aufnehmen wolle. Auf Befehl der Kaiserin wurde der Staatsrat sofort einberufen — die Vertreibung der Juden aber unterblieb.

Später verließ Aguilar Wien. Wo er dann gelebt und wo er gestorben ist darüber fehlt uns jede Nachricht.

Des Glaubens Glück.

Wenn der Kummer schwer mich drückt —
Hoffnungsvoll mein Auge blickt
Zu dem Schöpfer in die Höhe,
Den ich um Erlösung flehe.

Lächelt wieder mir das Glück —
Schweift nach oben fromm mein Blick,
Und im inn'gen Dankessagen
Bet' ich: Lehr' es mich ertragen!

Und nicht stolz macht mich mein Glück,
Und mich beugt kein Mißgeschick,
Kann man mir auch alles rauben —
Niemand raubt mir meinen Glauben.

Ed. Jacobsohn.

Lederherz.*)

Wahre Menschenfreundlichkeit zeigt sich darin, daß wir jedem Mitlebenden, der uns ungekannt und flüchtig begegnet, die gemeinsam gegebenen Augenblicke mit Gutem zu erfüllen trachten. Die wahre Menschenliebe bethätigt sich darin, daß wir den Gedanken der Zusammengehörigkeit festhalten, auch da, wo wir Widerspruch und Gegensatz vor Augen haben. Nur wenn wir uns liebevoll gegen Menschen andern Glaubens, anderer Überzeugung bewähren, nur dann haben wir das Recht, uns Bekenner der Religion der Liebe zu nennen. Menschenfreundlichkeit, die sich nur auf Bekannte, Menschenliebe, die sich nur auf Glaubensgenossen beschränkt, verdienen diesen Namen nicht.

Gewiß hat sich hierin jeder Unterlassungssünden vorzuwerfen. Auch ich. Aber ich erinnere mich gern, daß es mir einmal beschieden war, mit freiem Gemüte und in ganzer Liebe jenem Andersgläubigen hülfreich zu sein.

Die Hausierer und Trödler sterben in unseren Tagen aus. Seitdem wir Eisenbahnen haben, holt sich jeder, was er bedarf, aus den stehenden großen

*) Aus: Berthold Auerbachs „Zur guten Stunde".

Magazinen. Ehedem aber war solch ein Hausierer, bei dem alles zu haben und alles anzubringen war, eine eigentümliche Figur im Dorfe. Jedermann kannte ihn, und er blieb doch immer ein Fremder.

Als ich in Waldhausen Pfarrer war, hatten wir solch einen Hausierer, der fünf Tage in der Woche im Dorfe daheim war, ohne sich je ansäßig zu machen. Sein Heimatsort war acht Stunden von uns entfernt, und in der Regel war er schon Sonntag in der Frühe bei uns; er wanderte die Nacht hindurch mit seinem schweren Quersack den weiten Weg. Er hatte nichts Zudringliches, und ich erinnerte mich bei ihm gern eines Wortes, das einst bei unsern Landständen ausgesprochen wurde. Es war da viel davon die Rede, wie gefährlich die Hausierer seien, wie sie die Menschen zum Ankauf von Dingen verleiten, deren sie nicht bedürfen, und da sagte ein alter trocken witziger Professor: „Ja wohl, ich kenne die Gefährlichkeit dieser Wegelagerer auch. Ich gehe einmal vom Collegium nach Hause, und da hält mich am hellen Tag auf offener Straße solch ein Wegelagerer von Hausierer an und fragt mich: ‚Nichts zu handeln?‘ Ich sage: Nein, und . . . . da war die Gefahr vorbei“.

Unser Hausierer war ein Jude mit Namen Herz oder Hirz, was eigentlich Hirsch heißt; jedermann aber kannte ihn unter dem Namen Lederherz. In meinem Dorfe war es nämlich der Brauch, daß die Bauern sich große Spangen Sohlleder kauften, um benöthigten Falls beim Schuster zur frischen Besohlung Stücke aus der Spange ausschneiden zu lassen. Der Lederherz lieferte den Vorrat, und dazu trug er noch sein Schild mit sich herum; denn die Ellenbogen seines Rockes waren mit Lederstücken besetzt, in Herzform ausgeschnitten.

Ich war bald ein Jahr im Dorfe, der Lederherz hatte nie versucht, irgend ein Geschäft mit mir zu machen. Meiner Frau kaufte er indessen die Federn von unseren Gänsen ab, und sie machte auch zuweilen einen Tauschhandel mit ihm, wobei sie oftmals seine Redlichkeit und Klugheit rühmte und mir auch von seinen Lebensverhältnissen erzählte. Er war der älteste von vier Geschwistern und hatte, wie er sagte, „das Heirathen versäumt“; denn er mußte für die Anderen sorgen, denen er aus seinem Erwerbe zur Begründung eines Hausstandes verhalf. Jetzt, sagte er, habe er's leicht, denn er habe nur noch seine alte, bald achtzigjährige Mutter zu ernähren.

Erst im zweiten Winter wurde ich selbst mit ihm bekannt Er war auf die Bedürfnisse aller Menschen bedacht, und so brachte er mir hohe Pelzstiefel, die ich jetzt noch habe. Er erklärte mir mit klugem und gutherzigem Lächeln, daß ich die Stiefel haben müsse, wenn ich im strengen Winter nach meinem Filial oder nach den entfernten Bauernhöfen zu Krankenbesuchen fahre. Er trank bei uns eine Tasse Kaffee — eine andere Speise nahm er nicht — und ich gewährte es ihm gern, daß er dabei sein schwarzes Sammetkäppchen aufsetzte. Ich bezahlte ihm den Kauf-

preis für die Stiefel sogleich bar; er sagte, das habe ja nicht solche Eile, aber ein eigner Glanz trat in sein großes, dunkles Auge, als ich ihm das Geld darreichte und dabei in hebräischer Sprache den Vers 14 und 15 aus 5. Buch Moses Capitel 24 sprach: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten; er sei von deinen Brüdern oder von den Fremdlingen, die in deinen Thoren sind. An demselben Tage sollst du ihm seinen Lohn geben, und es soll die Sonne nicht darüber untergehen".

Der Lederherz war eine lange, knochenstarke Gestalt; man sah ihm aber an, daß er sich schlecht nährte. Denn sechs Tage in der Woche lebte er fast nur von Brot, Kaffee und Kartoffeln, nur selten gönnte er sich eine Eier- oder Mehlspeise, die er bei seinem Gastfreunde, dem Schuster Lipp, in eigenem Geschirr selbst bereitete. Mit dem Schuster Lipp lebte er in inniger Freundschaft, die sich aber auch in beständigen Neckereien und Religionsstreitkeiten kund gab Der Schuster Lipp war ein Schriftgrübler und suchte seinen Freund zum christlichen Glauben zu bekehren; aber der Lederherz hielt ihm tapfer Stand, und seine gewöhnliche Entgegnung war: „Das wenigstens könnt ihr uns nicht vorwerfen, daß wir je einen Andersgläubigen zu bekehren suchen".

Es war in meinem letzten Winter in Waldhausen, wir hatten fast drei Monate ohne Unterbrechung steife Kälte, der Lederherz kam seit zwei Wochen nicht in's Dorf, man vermißte ihn allgemein, und es hieß, er müsse schwer krank oder gar schon gestorben sein. Lipp sagte, wenn er auch diese Woche nicht käme, so wandre er nach seinem Heimatsdorfe. Am ersten Sonntag nach Neujahr kam aber der Lederherz und schleppte sich mühsam mit seinem Pack bis zum Hause seines Gastfreundes. Keuchend sagte er: „Ich hätte daheim bleiben sollen; aber Gottlob, daß ich bei dir bin, Lipp!"

Der Lederherz sah noch abgehärmter aus als sonst, und auf der linken Seite war die Batte seines Rockes gewaltsam zerrissen. Lipp wußte, daß das ein Trauerzeichen sei, und Lederherz berichtete, daß seine Mutter gestorben und er deswegen nicht gekommen sei. „Und jetzt bin ich selber schwer krank", klagte er. „Das war mein letzter Gang Nun denn, in Gottes Namen! Wenn ich draußen sterben soll und nicht daheim, sterbe ich am liebsten bei dir. Ich fürchte, ich höre morgen deinen Hahn nicht mehr krähen. Schick' sogleich einen Boten nach meinem Dorf. Mein Bruder und wer sonst noch will und kann, soll zu mir kommen und bei mir sein, wenn ich sterbe". Der Schuster Lipp suchte ihm seine Ängstlichkeit auszureden und scherzte darüber, that aber doch schnell alles, um es dem Gastfreunde so behaglich als möglich zu machen. Das einzige Bett, das in der Wärme stand, das Himmelbett in der Stube für die Großmutter, wurde ihm eingeräumt, und bald schnatterte Lederherz, vom Fieber geschüttelt. Der Arzt kam glücklicherweise gerade in's Dorf, er besuchte den Kranken, und beim Weggehen, als Lipp kummervoll fragte, zuckte er

die Achseln. Lipp wurde leichenblaß; aber zum Kranken zurückgekehrt, that er sorglos und suchte ihn aufzumuntern.

„Ich habe heute noch nicht gebetet“, klagte der Kranke, „du weißt, wie ich meine Gebetriemen anlege; hilf mir, ich kann mich nicht regen.“ Lipp half dem Kranken die Gebetriemen um die Stirn und den linken Arm legen und sagte endlich lächelnd: „So, jetzt kannst du besser kutschieren.“ Mit schwacher Stimme wehrte der Kranke ab: „Mach’ jetzt keinen Spaß. Thu’ das nicht, du versündigst dich. Ich nehme dir’s aber nicht übel. Da, gieb mir die Hand, und ich bitte dich, verzeih’ mir auch alles, was ich dir je zu Leid gethan oder geredet, und wenn mich mein Bruder und die anderen nicht mehr am Leben treffen, sag’ ihnen, daß ich allen verziehen habe . . . . wenn sie mir wissentlich oder unwissentlich etwas böses gethan . . . sie sollen auch mir verzeihen —“

Er murmelte leise Gebete vor sich hin, dann rief er, wie irre redend, seinen Bruder: „Gieb das Gebetbuch und sag’ mir das Sch’mah! Das Sch’mah will ich hören! Das Sch’mah! Dem Lipp wurde angst und bang, als der Lederherz nun immer heftiger schrie: „Warum sagst du nichts? Sag’ das Sch’mah! Ist denn keiner, der mir die Liebe anthun will? Seid ihr alle stumm und blind?“

Angstvoll kam der Lipp zu mir ins Pfarrhaus und erzählte alles. „Und was will er denn nur mit dem Sch’mah?“ fragte er zitternd. Ich erklärte ihm, daß das die Verse 4 bis 8 im fünften Buch Mose bedeutet. Diese Worte enthalten das Glaubensbekenntnis der Juden, und mit diesen Worten auf den Lippen hauchen sie gläubig ihren letzten Atem aus.

„Was sollen wir thun?“ fragte Lipp.

„Was wir thun können“, antwortete ich, nahm meine hebräische Bibel, suchte die Stelle und begleitete Lipp nach Hause. Als ich eintrat, rief der Kranke: „Kommt Ihr? Ich bin bereit!“

Ich begann nun die Worte: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft . . .“

Als ich dies in hebräischer Sprache laut las, sah mich der Lederherz groß an, mit jenem wunderbar strahlenden Blicke, in dem das Menschenauge nur in der Todesstunde erglänzt.

Ich weiß nicht, ob er mich erkannte, aber kaum hatte ich die ersten Worte gesprochen, als er einfiel und mit erschütternder Stimme die Worte nachsprach, und wenn ich innehielt, winkte er, daß ich fortfahren solle, und ich wiederholte es fort und fort — —. Mit dem Worte „Adonai“ (Gott) hauchte er seinen letzten Atem aus, und ich drückte ihm die Augen zu . . .

Ich glaube, daß ich nie getreuer ein Diener am Worte und im Geist der Liebe gewesen bin, als jetzt, da ich, der christliche Geistliche, einem Juden in der letzten Lebensstunde sein Gebet verrichten half.

Spät in der Nacht kamen der Bruder und eine Schwester des Verstorbenen und mit ihnen noch zwei Männer aus seinem Dorfe. Lipp erzählte ihnen, wie der Lederherz gestorben sei, und sie kamen zu mir und dankten mir unter Weinen. Als sie am Morgen mit der Leiche davon fuhren, gab ich aus Freundschaft mit dem Lipp dem Verstorbenen das Geleite bis an die Grenze unserer Gemarkung.

Dies nun ist eine der Erinnerungen, die mir das Herz am tiefsten bewegen. Eine besondere Erhebung ist es mir, daß das ganze Dorf — nicht ein Einziger ausgenommen — es in Wahrheit erkannte, wie ich an Lederherz im Geiste der wahren Religion der Liebe gehandelt. Was ich gethan, wurde damit zum innern Segen für Alle.

Mose und Aron vor Pharaoh.*)

Eine Legende von Albert Katz.

Umgeben von Ministern und Räten saß Pharaoh auf seinem goldenen Throne, um die Abgesandten der ihm tributpflichtigen Fürsten und Könige zu empfangen, welche mit kostbaren Geschenken beladen und ihre Götzen mit sich führend vor dem mächtigen Pharaoh der Aegypter erschienen waren, um ihm zu seinem Geburtstage ihre Huldigung und Glückwünsche darzubringen.

Auch die Ältesten Israels, Mose und Aron, ließen sich bei Pharao anmelden.

Pharaoh, der wohl geglaubt haben mochte, daß auch sie gekommen wären, um ihm zu seinem Wiegenfeste zu gratulieren, befahl, sie vorzulassen.

Als er aber gewahrte, daß Mose und Aron weder einen Glückwunsch, noch irgend welche Geschenke ihm dargebracht hatten, fuhr er sie barsch an: „Wer seid Ihr? und in wessen Auftrag kommt Ihr?"

Mose und Aron erwiderten: „Wir sind die Gesandten Gottes und in seinem Auftrage kommen wir zu Dir".

„So nennt mir seinen Auftrag!" rief Pharaoh ungeduldig.

Da sprach Mose: „Also läßt der Ewige, der Gott Israels, Dir sagen: Entlasse mein Volk, daß es mir diene!"

„Was!" schrie Pharaoh in wildem Zorn, „wer ist Euer Gott, auf dessen Wort ich zu hören, dessen Befehl, Israel zu entlassen, ich zu befolgen hätte? Ist denn Euer Gott vornehmer als alle andren Götter und Könige des Morgenlandes, die sich ehrerbietig vor mir bücken und durch Opfer mich anbeten? Nein, ich kenne Euern Gott nicht, und ich werde Israel aus meinem Dienste nicht entlassen".

Und Pharaoh befahl, die Geschichtsbücher der Völker vor ihn zu bringen, in welchen er die Götter der Moabiter, der Amoniter, der Zidonier verzeichnet fand, nur nicht den Gott Israels, nur nicht den Namen des Ewigen.

Da sprach Aron: „So vernimm, o Pharaoh, die Worte dessen, der auf

*) Aus dem Legendenschatze der Hagada.

Gottes Wort hört: Unser Gott ist ein Gott des Lebens und der König der ganzen Welt, dessen Name Zebaoth ohne Anfang und Ende ist. Es giebt nichts, das ihm ähnlich wäre, und keine Gestalt, die ihn Dir veranschaulichen könnte. Wenn er aber seine Winde wehen läßt, so erzittert das Aegypterland in seinen Grundvesten, und alle Götzen und Zauberer und Totenbeschwörer erbeben in Angst und Grauen und verhüllen ihr Angesicht vor Scham und Schande in Furcht und Schrecken". Da erschrak Pharaoh gar sehr und sprach: „Wie sieht denn Euer Gott aus? Ist er ein Greis oder ein Jüngling? Ist er ein Held? Wie alt ist er? Wie lange regiert er schon? Welche Länder hat er bis jetzt schon erobert? Da sprach Mose: „Der Ewige, Zebaoth, unser Gott existiert, ohne durch eine Zeit in seinem Dasein begrenzt zu sein. Er ist der König der Welt und regierte noch bevor ein Wesen geschaffen war. Er ist die Quelle des Weltalls. Er ist auch Dein Schöpfer und Herr — und ihm allein verdankst Du Dein Leben."

„Und worin besteht seine Allmacht", rief Pharaoh höhnisch.

„So richte doch Deine Augen gen Himmel empor", antwortete Mose, „und Du erkennst ihn in seinen Werken! Wenn Donnergetöse Dein Ohr betäubt, so hörst Du den Hauch seiner Stimme. Wenn Feuer Dich umringt und Dunst und Flamme Dich zu ersticken drohen, so kannst Du seinen Bogen und seine Pfeile Dir vergegenwärtigen. — Hüllt er sich aber in Wolken wie in einen Panzer und läßt das Feuer seiner Blitze auf Dein Haupt fallen, so stürzet Pharaoh von seinem Throne und ein anderer wird auf ihn erhoben."

„Du lügst!" schrie Pharao, kaum mächtig, seinen Zorn zu unterdrücken — ließ alle Zauberer und Weisen Aegyptens vor sich führen und sprach zu ihnen: „Saget doch, Ihr weisen Männer, wer ist Gott? Ich oder der Ewige, in dessen Auftrag angeblich diese Hebräer hier zu mir kommen?"

Die Weisen und Zauberer fielen vor Pharao auf die Erde hin und sprachen: „Der Ewige ist wohl auch ein Gott, Pharao aber, dem der Nil gehört, ist der wahre Gott."

Da umzogen schwarze Wolken den Himmel und es folgte Donner auf Donner, Blitz auf Blitz, und eine Stimme aus den Höhen rief: „Beschränkt sind die Fürsten Zoans, Betrüger die weisen Räte Pharaos, ihr Rat ist albern und ihr Wort Gotteslästerung!" —

Sprüche.

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln,
Daß Du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden.

Leop. Schefer.

Sagt dir jemand: Ich habe gesucht und nicht gefunden, glaub' es nicht; ich habe nicht gesucht und gefunden, glaub' es nicht; ich habe gesucht und gefunden, glaub' es.

Sieben Eigenschaften zieren den Weisen: Er ergreift nicht das Wort zuerst, wenn ein Größerer zugegen; er fällt niemand in die Rede; er antwortet nicht voreilig; er fragt und antwortet sachgemäß; er behandelt eins ums andere nach der Ordnung; von dem, was er nicht weiß, gesteht er: ich weiß es nicht; er bekennt seinen Irrtum. Das Gegenteil findet man beim Tölpel. Talmud.

Wer stets im Leben ernstlich war bestrebt,
Sich selbst betrachtend redlich zu erkennen,
Wer sich des Zwecks bewußt, dem er gelebt —
Mit vollem Recht wird man ihn weise nennen.
Doch wer nicht sorgsam seine Tage zählt,
Wer nur im Glück und in der Freuden Fülle
Sein einzig Heil erblickt, der hat verfehlt
Des Schöpfers Zweck, erfüllt nicht Gottes Wille.

Hermann Ehrenberg, Neumark W.-Pr.

Diestel und Dornen stechen sehr,
Böse Zungen noch viel mehr.

Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt, und wenn du es auch gewiß weißt, so frage dich, warum erzähle ich es? — Lavater.

Strebest du nach Weisheitslehren,
Schaff' dir einen Lehrer an —
Willst du deine Tugend mehren,
Wirb zum Freund' dir einen Mann —
Willst du mit der Welt verkehren,
Richt' mit Milde jedermann.

S. Kristeller. (Aus Pirke Aboth I. 6.)

Ein neues Spiel fürs Zimmer.

Sehen und — schweigen. Mit Ausnahme eines Spielers verlassen alle das Zimmer. Der Zurückgebliebene versteckt einen kleinen Gegenstand (Propfen, Fingerhut od. dergl.), der vorher gezeigt worden ist, an einem Ort, wo er nicht zu leicht entdeckt, aber auch von jedem, der aufmerksam umherschaut, gesehen werden kann. Der Betreffende giebt dann ein Zeichen, worauf die übrigen wieder eintreten. Ihre Aufgabe ist es nun, den versteckten Gegenstand aufzufinden. Wer ihn zuerst erblickt, setzt sich nieder, ohne den anderen durch ein Wort oder nur einen Blick zu verraten, wo er sich befindet. Der zweite, welcher ihn entdeckt, thut wie der erste und so fort, bis alle Teilnehmer in bemerkt haben. Der Scherz erregt dadurch viel Heiterkeit, daß einige oft sehr lange suchen und es ihnen dabei rätselhaft erscheint, wie andere den Gegenstand, der sich vielleicht auf dem Tische oder an der Kleidung des Zurückgebliebenen befindet, so schnell haben entdecken können. — Wer ihn zuerst bemerkt hat, muß ihn verstecken, nachdem die übrigen Teilnehmer wieder hinausgegangen sind.

Der lustige Erzähler.

Papa: Diesmal hast Du ein schlechtes Zeugnis! Ich hoffe aber, daß das nächste besser wird".

Söhnchen: „So ist's recht Papa! Nur den Mut nicht sinken lassen!

Mama (im Spielwarenladen): „Nun, Hänschen, greif zu und suche Dir etwas aus. Was wünschest Du Dir?“

Hänschen: „Ein Affe zu sein, Mama“.

Mama: „Ein Affe? Weshalb denn?“

Hänschen: „Ach, Mamachen, dann könnte ich doch mit allen vier Händen zugreifen.“



Wer errät's?

Die Namen derjenigen, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an den Onkel „Jugendfreund“ gelangen lassen, werden hier veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 1:

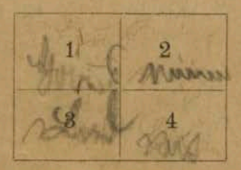
1. **Staub, Faden, Staubfaden.**
2. Babel, Fabel, Gabel, Abel.
3. Der Lehrer stellt seine Kuh zu den 17 zu teilenden Kühen; nachdem der erste 9, der zweite 6 und der dritte 2 Kühe erhalten, nimmt der Lehrer seine Kuh zurück.
4. Jerusalem. Eule. Ramses. Ural. Samuel. Aral. Leere. Erle. Memel. Die Anfangsbuchstaben ergeben: **Jerusalem.**

1.

a a a a a a a a b b b b d d e e e g h h ch i i i i i i j k l l m m n n n o o o o ö p r r r r r r s s s s s t t t t t u u u. 1. Biblischer Name. 2. Göttin. 3. Berühmter Maler. 4. Egyptische Gottheit. 5. Plötzlicher Windstoß. 6. Bekannte Meeresstraße. 7. Biblischer Name. 8. Männlicher Name. 9. Figur aus einem Goetheschen Drama. 10. Körperteil. — Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen einen beliebten Märchendichter; die Endbuchstaben ergeben von unten nach oben gelesen eines seiner Märchen.

Else Grunwald in Pankow b. Berlin.

2.



In jeder Wohnung noch so klein.
Wird stets 1 4 vorhanden sein.
4 1 dagegen ohne Wahl
In jedem Städtchen nur ein mal.
4 2 sitzt drin, studiert und denkt,
Wie alles man zum besten lenkt.
Es muß 1 2 die Hausthür schließen,
Auch Kohlen tragen, Blumen begießen.
3 1 bezieht der reiche Mann,
Wenn er die Stadt verlassen kann.
3 2 der ackert, pflügt und mäht,
Arbeitet wohl von früh bis spät.
3 4 ein Ritter ohne Tadel,
Gelehrt, galant, von hohem Adel.

Kurt Kiefer.

3.

Ich bin ein Nebenfluß vom Rhein;
Doch setzest du **Sch** vor,
Bin ich ein tapferer Major.
Soll **„er“** noch am Ende sein,
Bin ich als Dichter wohl bekannt
Im ganzen deutschen Vaterland.

A. F.



Briefkasten

des „Onkel Jugendfreund“.

Aufgemerkt, Ihr Kleinen! In dem Briefkasten sollt Ihr alle an uns gerichtete, aber wohl erwogene Fragen beantwortet finden. Wir wollen Euch gewissenhaft über alles wissenswerte Auskunft erteilen. Ihr dürft aber nicht unnütze Fragen stellen; denn „ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise zu beantworten wissen“. Dann müßt Ihr auch recht deutlich — besonders Namen — schreiben, Eure Briefe richtig adressieren und portofrei machen.

Alle Eure Zuschriften habt Ihr mit folgender Adresse zu versehen:

Redaktion
des Israel. Jugendfreundes
Berlin N., Weinbergsweg 11 D.

Über die vielen zumeist recht artigen Zuschriftrn habe ich mich wirklich gefreut; doch kann ich heute nur einige beantworten, und zwar die am schönsten geschriebenen. Daß den meisten von Euch die Druckfehler aufgefallen sind, beweist, daß Ihr mit Verständnis und Aufmerksamkeit gelesen habt. Der Setzer hat sich darüber sehr geschämt und versprochen, künftig sorgfältiger zu arbeiten.

Else Grunwald-Pankow b. Berlin. Deine Zuschrift war die allererste, und da sie schön geschrieben und fehlerfrei ist, habe ich mich über sie doppelt gefreut. Dein Rätsel ist recht nett. Ich werde mich freuen, wenn Du mich besuchen wirst. Ich grüße Dich und Deine lieben Eltern.

Felix B.-Straßburg. Deinen „Gruß aus weiter Ferne“ erwidere ich hiermit freundschaftlichst.

M. M.-Berlin. Dein Rätsel ist zu leicht und nicht mehr neu. Es freut mich, daß „Herrmann“ Dir so gut gefallen hat.

Luz Wechselmann in Rybnik. Dein reizendes Briefchen und Dein Interesse für den „Jugendfreund“ hat mir viel Freude gemacht. Lasse öfter etwas von Dir hören. Herzlichen Gruß an Deine lieben Eltern und Dich.

Margulies in Warschau. Am bequemsten durch bie Post.

„Lesehalle“ in Rzóczow. Bei dem niedrigen Abonnementpreis von 1 M. kann nur bei größern Bestellungen Ermäßigung eintreten.

Azh. in B. Für einen strebsamen Menschen nicht zu empfehlen. Betrag dankend erhalten.

Lehrer S. in P. Besten Dank und Gruß.

Rabb. Verw. N. in W. Für Ihr freundliches Interesse am „Jugendfreund“ danken wir verbindlichst. Gruß!

Lehrer J. in Rackwitz. Die metrische Übersetzung des 21. Psalms ist sehr trefflich, aber leider zu spät eingegangen. Besten Dank und Gruß.

A. O., Quartaner in Kempen. Deine Rätsel sind nicht so übel. Ich werde das eine oder das andere später bringen; aber — aber — was ist das für eine Orthographie und was für ein Stil in deinem Briefchen!

Ungenannter Berlin W. Warum willst du deinen Namen nicht nennen? Schämst Du Dich etwa? Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin N., Weinbergsweg 11 D.